

Sie wandelte Privatgelände in öffentliche Parks um. Die Ellerbachs waren in der Stadt eingeschrieben. Überall fand man Plaketten mit ihren Namen.

Daran dachte ich, als ich die Frau das erste Mal in Fleisch und Blut sah. Ich kannte ihr Gesicht aus der Zeitung. Sie waren zu viert, die Ellerbachkinder. Drei Brüder und sie. Sie war die Jüngste. Sie hieß Marianne.

Ich streckte die Hand aus, und sie reichte mir ihr Gepäckstück, verwechselte die Geste nicht mit einem Angebot, Bekanntschaft zu machen, wie es andere taten.

»Guten Tag, Sie sind hier, um mich abzuholen?« Erst sah sie mich gar nicht an. Sie betrachtete noch immer ihre Umgebung, ihr Blick folgte zwei Schwestern, die an uns vorbeigingen. So hatte ich Zeit für einen ungestörten ersten Eindruck, konnte meine Überraschung darüber runterschlucken, wie wenig auffällig sie trotz allem war. »Ein schöner Tag, nicht?« — Ihr Blick blieb an einer halb offenen Zimmertür hängen. Sie versuchte, hineinzuspähen — »Aber hier drin ist es ... sehr weiß. Macht Ihnen das gar nichts aus?«

Sie gab ihre Erkundung auf. Sie drehte sich zu mir um und sah mich zum ersten Mal direkt an. Auch ich war groß gewachsen. Damit hatte sie nicht gerechnet. Anderen blickte sie auf den Scheitel, mir auf die Stirn.

»Sie sind groß«, stellte sie fest und lachte über ihre Entdeckung, so laut, dass sich die zwei Schwestern auf dem Gang nach uns umdrehten.

»Ich heiße Meret«, sagte ich.

»Das passt zu Ihnen.«

Es gab eine blaue Schachtel. Für Eingriffe dieser Art war sie mein Werkzeugkasten. Sie war voll mit Gegenständen, die einen Menschen beschäftigt hielten: Bücher, Bilder, Rätsel, Kartenspiele, Streichhölzer, ein Daumenkino, eine kleine Ziehharmonika. Das meiste davon war Zurückgelassenes, aus den Koffern genommen, kurz bevor sie in den Besitz der Heime übergingen.

Diese Gegenstände waren auch für mich da. Sie gaben mir Halt. Ich verspürte Zuversicht, wenn ich die blaue Schachtel aus dem Schrank nahm und sie zu meinen Patientinnen brachte.

Etwas für Marianne Ellerbach auszusuchen, war einfach. Als sie ihren Koffer öffnete, sah ich zwischen Bürste und Parfüm ein Kartendeck. Da wusste ich, dass ihr das Kartendeck in der Schachtel gefallen würde. Es war ein besonders schönes, mit einem filigranen Muster auf der Rückseite.

»Ich habe gesehen, dass unsere Geburtstage nur drei Tage auseinanderliegen«, sagte ich, »Sie sind zuerst zur Welt gekommen, am zwölften September, und am fünfzehnten war ich dann dran.«

»Wirklich?« Sie ließ von ihren Sachen ab und setzte sich auf das Bett. Nicht eine Sekunde hatte sie gezögert. Sie wippte mit den Füßen. Ich dachte in diesem Moment, dass sie eine große Freiheit besaß. Egal, wo sie hinging, sie konnte sich einfach setzen. Sie fragte sich nie, ob dieser oder jener Platz für sie bestimmt war.

Wir schauten beide zur Tür, wo wir ihren Vater und den Doktor erwarteten. Ich wusste so viel über sie, und sie wusste gar nichts über mich. Ich wusste von ihren Episoden. Da war eine Wut in ihr, die konnte so groß werden, dass sie detonierte und alles um sie herum mit wüsten Worten, Schreien und Handgreiflichkeiten zurichtete. Diese Wut kam plötzlich. Wer dann in ihrer Nähe war, hatte selten genug Zeit, um sich in Sicherheit zu bringen. Den drei Brüdern war ihre körperliche Überlegenheit dabei kaum von Nutzen, Mariannes Wut war größer als sie.

Ich hatte schon häufiger Fotos der Familie Ellerbach in der Lokalzeitung gesehen. Der Vater wurde von seinen drei Söhnen, seiner Tochter und seiner Frau umringt, ein Fixpunkt, auf den sich alles in dem Bild ausrichtete, selbst die Möbel. Marianne stand immer bei demselben Bruder, dem jüngsten, anderthalb Jahre trennten die beiden voneinander. Er glich dem Vater auf frappierende Weise.

Auf unseren Familienfotos stand Bibi auch immer neben Wilm. Immer neben ihrem großen Bruder, der die Haare, die Nase und den Mund vom Vater hatte. Aber nicht seine Augen.

Während Mariannes Blick langsam durch das Zimmer schweifte, betrachtete ich sie. Man sah ihr ihre Episoden nicht an. Sicher, da war dieses laute Lachen, die Unruhe in ihren Gliedern. Und sie war kindlich. So unverhohlen, wie sie ihren Blick richtete, wohin es ihr gefiel, auf jedes Ding und jeden Menschen, hätte sie gut fünfzehn Jahre jünger sein können. Abgesehen davon wies nichts auf ihre

Störung hin. Allerdings geht es schnell, dass das vermeintlich Normale kippt. Das wusste ich inzwischen.

Als der Vater eintrat, stand sie nicht auf. »Guten Tag«, sagte er zu seiner Tochter, und sie nickte, erwiderte unbeeindruckt die Begrüßung. Wahrscheinlich war sie der einzige Mensch überhaupt, der nicht intuitiv aufstand, wenn er das Zimmer betrat. Ich selbst ging einen Schritt zurück, das passierte ganz ohne mein Zutun.

Sie ließ sich von ihm die Stirn küssen. Er legte ihr noch kurz die Hand an den Hinterkopf und zog sie zu sich. »Na, na«, murmelte er dabei. Für einen Moment, eine Sekunde vielleicht, war er kein Ellerbach, füllte nicht den ganzen Raum aus, sondern war nur ein Vater, der zärtlich ist zu seiner Tochter. Sie wippte dabei weiter mit den Füßen, keine erwachsene Frau, sondern ein Kind, das sich dieser Zärtlichkeit hingab.

Als der Doktor kam, stellte ich erstaunt fest, dass sogar er neben dem Ellerbach blasser wirkte, wie ein Foto, das seine Farben verloren hatte. Dabei war er üblicherweise selbst eine beeindruckende Erscheinung. Mit körperlichen Eigenschaften hatte das nichts zu tun. Der Doktor war weder groß noch breitschultrig, noch war sein Gesicht in irgendeiner Weise besonders. Aber er wusste, wer er war. Mit dieser Gewissheit nahm er alles für sich ein.

»Guten Tag«, sagte der Doktor jetzt, und als die gewohnte Wirkung ausblieb, wandte er sich zu mir, deutete auf die Akte in meiner Hand und wies mich an: »Schreiben Sie mit, bitte.« Er hätte genauso gut sagen können: »Atmen Sie, bitte.«

Es war dem Ellerbach wichtig gewesen, dass der Doktor sie erst alleine traf, ohne seine Assistenten. Ein Wunsch für besondere Patienten, der bei allen anderen empört abgewiesen worden wäre. Aber nun setzte sich der Doktor sogar auf einen Stuhl, damit er mit seiner Patientin auf Augenhöhe war.

»Diese Episoden ...«, begann er.

»Das bin nicht ich!«

Er nickte. Ein dankbarer Einwurf. »Nein, das sind nicht Sie. Natürlich nicht. Deshalb würde ich auch gerne dafür sorgen, dass Sie diese Wut wieder los sind. Wenn Sie mich lassen.«

Sie nickte zögerlich.

»Da ist etwas in Ihnen drin, und ich werde es zum Schlafen bringen. Es wird Sie nicht mehr belästigen. Es schläft dann für immer. So einfach ist das.«

Der Doktor erklärte ihr das Vorgehen. Dabei ließ er alle Worte aus, die ihr unnötig Angst machen könnten. Der Vater kannte eine andere Version. Und das Personal noch mal eine andere. Aber das, was hier gesagt wurde, war nicht weniger wahr. Aller Einfachheit zum Trotz war es ein delikates Vorhaben. Angst machte die Dinge delikat.

Die Frau hörte zu. Dazwischen fragte sie: »Tut es weh?«

»Nein, es wird nicht wehtun.«

Zum ersten Mal, seit die anderen ins Zimmer gekommen waren, suchte sie meinen Blick. Ich nickte zustimmend. Keine Schmerzen. Die kämen später. Darüber sprachen wir in dem Moment allerdings nicht.

Dann schwenkte der Doktor wieder zu ihren Episoden. Er fing damit an und er hörte damit auf, so würde sie nicht vergessen, wie gravierend ihre Störung war, oder gar auf die Idee kommen, doch weiterleben zu können wie bisher. »Sie müssen sich Ihre Störung wie die Flut vorstellen«, sagte er, »das Meer zieht sich zurück, dann kommt es wieder. So sicher, wie es sich zurückzieht, so sicher kommt es auch wieder. Je weiter es sich zurückzieht, desto höher steigt danach das Wasser.« Er wartete einen Moment, versuchte, an Mariannes Blick zu erkennen, ob das Bild wirkte. »Irgendwann wird diese Flut alles mit sich reißen. Dann bleibt nur noch die medikamentöse Behandlung, um Ihre Nächsten und Sie selbst zu schützen.«

Er zog zwei Fotos aus seinen Unterlagen hervor und zeigte sie ihr. Eine junge Frau, in ihrem Alter. Und die gleiche Frau, nur wenig älter, nachdem die Medikamente ihr Unheil angerichtet hatten.

Marianne sah sich die Bilder fast regungslos an, den intendierten Schrecken löste es bei ihr nicht aus. Sie würde später daran denken, wenn die Zweifel in ihr wuchsen und mit ihnen das Bedürfnis, aufzustehen und zu gehen. Da würde ihr die Frau auf dem Bild wieder in den Sinn kommen.

»Es ist wichtig, dass Sie dabei anwesend sind«, sagte der Doktor schließlich. Er tastete sich nicht immer so vorsichtig an diesen Punkt heran. Zeitmangel hatte ihn schon dazu gebracht, es kurz vor seiner

Verabschiedung einfach in den Raum zu stellen. Es war dann mir überlassen, das aufzufangen. Aber nicht bei ihr. Sie bekam eine präzise, umsichtige Heranführung, seine sorgfältig gewählten Worte. »Sie navigieren uns. Es ist ein Anwesendsein ohne Schmerzen und ohne Angst. Sie sind da, Sie haben die Augen offen —«

»Nein«, sagte sie. Ihre Stimme wurde brüchig. »Das will ich nicht. Ich will schlafen, und wenn ich aufwache, soll alles vorbei sein.«

»Es ist *wie* schlafen.«

»Und warum kann ich dann nicht richtig schlafen?«

»Es ist schneller vorbei als ein Zahnarztbesuch.« Der Vater. Darauf konnte man zählen: eine Hilfestellung der Angehörigen, die uns die ganze Heranführung im letzten Moment noch überwarf.

»Ein Zahnarztbesuch!« Sie hielt sich die Hand an den Kiefer, schaute hektisch vom Doktor zur Tür. Es ratterte in ihr. Da waren keine guten Erinnerungen. Sie wollte weglaufen.

»Wir werden Karten spielen«, sagte ich. Ich legte die Akte beiseite, nahm das Deck aus der blauen Schachtel und streckte es ihr hin. Ihr Vater sah mich zum ersten Mal an. Ich war ihm davor nicht aufgefallen, war nicht mehr als ein Gegenstand in diesem Zimmer.

»Ich kann währenddessen Karten spielen?« Sie nahm die Hand vom Kiefer, griff nach ihnen und fächerte sie in ihrer Hand auf. Es war ihr eine vertraute Geste. Das würde es einfacher machen. Die Haut hat ihr eigenes Gedächtnis. Sie kann uns immer zurückholen.

»Ja. Oder singen. Manche singen. Wenn es ein Lied gibt, das Ihnen gefällt ... dann können wir auch singen.«

Ein wenig wich die Angst aus ihrem Blick. Sie drehte die Hand, um sich die Rückseite der Karten näher anzuschauen.

»Weißt du«, sagte sie dann zum Vater gewandt, »die Schwester ist nur drei Tage nach mir zur Welt gekommen.«